

Julianne Buenting

(Ehe)^{queer}

// Mehrfach-Treue als christliche Gottes-Praxis

DER LESBISCHE, SCHWULE, bisexuelle und transgender Einsatz für die gleichgeschlechtliche Ehe ging häufig einher mit der Fragestellung, ob die monogame Ehe wirklich ein Ziel ist, für das wir unsere Energie einsetzen wollen. Einige christliche Kirchen (wie meine eigene Episcopal Church) blickten – vergleichbar den Debatten über die Rechtssysteme – in den Abgrund potentieller Spaltungen wegen der Fragen der gleichgeschlechtlichen Partnerschaften und der Ordination von offen »praktizierenden« Homosexuellen. Zur gleichen Zeit schwankte die Scheidungsrate für rechtlich anerkannte, heterosexuelle Ehen in den USA zwischen 40 und 50 %¹ und warf damit einen bedeutsamen Schatten auf die monogame Ehe als Bastion der Heteronormativität. Dennoch bleibt das Konzept der Monogamie ein weitestgehend unhinterfragtes Ideal. Die Ansicht, dass Monogamie möglicherweise weder ethisch noch theologisch oder sozio-ökonomisch ein ideales Muster für menschliche Sexualbeziehungen sein könnte, wird innerhalb und außerhalb von religiösen Kreisen mit Skepsis aufgenommen. Als eine auf verschiedene Weise queere christliche Theologin möchte ich Fragen stellen, die in christlichen Kontexten bisher (weitgehend) nicht gestellt werden konnten: Ist Monogamie das einzige Beziehungsideal für das menschliche sexuelle aufeinander Bezogensein? Falls nicht, welche Ideale sollen unsere Liebesbeziehungen leiten? Welche theologischen Ressourcen könnten wir anzapfen, um eine sexuelle Theologie der multiplen Liebe zu konstruieren, die mit solchen Idealen in Einklang steht? Was können wir als eine christliche Gottes-Praxis der multiplen Liebe konstruieren?

¹ Das Zensusbüro berichtete von einer 50-prozentigen Scheidungsrate zum ersten Mal im Jahr 2002, während das National Center for Health Statistics 1995 berichtete, dass 43% der ersten Ehen innerhalb von 15 Jahren in einer Scheidung enden. Die Statistiken stehen unter www.divorceform.org/rates.html.

Zwangsheterosexualität, Zwangsmonogamie und Kapitalismus

Die erste Frage möchte ich behandeln, indem ich kurz auf einige Kritiken der sexuellen Normalisierung eingehe. Meine Analyse stützt sich dabei zu weiten Teilen auf Gayle Rubins Analyse des sexuellen Essentialismus und sexueller Hierarchien, da die ideologischen Formationen, die sie identifiziert, die westliche sexuelle Normalisierung weiterhin durchziehen. Die erste unter diesen Formationen ist die Sexualfeindlichkeit, die Sex als gefährlich ansieht, so dass quasi jedes erotische Verhalten als schlecht bewertet wird, es sei denn, dass eine bestimmte Ausnahme (wie die Reproduktion) gestattet ist.² Der »Trugschluss der verschobenen Skala« übertreibt die Bedeutung sexueller Vielfalt und ruft überproportional wütende, panische und verängstigte Reaktionen auf sexuelle Differenzen hervor.³ Während wir mit dem Trugschluss im Hinblick auf die Homophobie wahrscheinlich gut vertraut sind, ist er in Reaktionen auf multiple Beziehungsstile ebenso evident. Rubin beschreibt eine Hierarchie der Bewertung sexueller Aktivitäten in Verbindung mit einer »Dominotheorie des sexuellen Risikos«.⁴ Das Problematische an solchen Hierarchien ist, dass – welches System auch immer die Grenze zwischen gutem und bösem Sex zieht (psychologisch, religiös, sozialistisch oder feministisch) – alle diese Systeme mit einer starken Vereinfachung arbeiten, die die moralische Komplexität von Handlungen verleugnet, die auf die »falsche« Seite fallen.⁵

Rubins Ideen stellen einen Rahmen für eine feministische und lesbisch-schwule-bisexuelle und transgender Kritik heterosexistischer Normativität bereit. Die zweite Welle des Feminismus vertrat eine kompromisslose Kritik der traditionellen Ehe, die Frauen und Kinder als Besitz betrachtete und sich historisch als eine Institution politischer und ökonomischer Allianzen entwickelte.⁶ Die klassische Arbeit von Adrienne Rich über Zwangsheterosexualität muss, wie ich hoffe, hier nicht wiederholt werden. Ich möchte besonders auf ihre Erforschung der ökonomischen Realitäten der traditionellen Ehe und der Zwangsheterosexualität hinweisen. Für Frauen (und ihre Kinder) war die traditionelle Ehe weniger eine freie Wahl als eine Notwendigkeit des wirtschaftlichen Überlebens und der sozialen Anerkennung.⁷

Diese Betrachtung der ökonomischen Interessen des Kapitalismus an der traditionellen Hetero-Ehe und der patriarchalen Kernfamilie hat Mary Hobgood weiterentwickelt, die untersucht, auf welche Weise kapitalistische

² Rubin, 37f.

³ Ebd., 38f.

⁴ Ebd., 39f.

⁵ Ebd., 42–45.

⁶ Stelbourn, 42.

⁷ Rich, 242.

und Ehe-Ideologien miteinander verwoben sind.⁸ Vorstellungen von Besitz, Eigentum und Kontrolle in Ehe und Kapitalismus verstärken sich gegenseitig, während die wirtschaftlichen Prinzipien des Wettbewerbs und der Knappheit ausführlich in Ideologien der romantischen Liebe und der Monogamie entfaltet werden. Die implizite Botschaft ist klar: »Liebe ist – wie Kapital – begrenzt«, sie ist knapp und der Gegenstand von unbarmherzigem Wettbewerb. Auch der konsumistische Verbrauch wird durch die Idealisierung der Strukturen der Kernfamilie, ob hetero- oder homosexuell, begünstigt und stachelt uns alle an, eine Rolle als gute wirtschaftliche Stimulatoren zu spielen.⁹

Ist also die Monogamie das einzige Ideal für sexuelle Beziehungen? Im Lichte der ebenfalls bedingenden Einflüsse der Zwangsheterosexualität, der Zwangsmonogamie und des kapitalistischen Konsumismus meine ich, die vorläufige queer Antwort ist ein widerhallendes: »Wahrscheinlich nicht«.

Ausgehend davon stellt sich die Frage, welche ethischen Ressourcen zur Verfügung stehen, um diesen alternativen Beziehungsstilen eine Richtung zu geben.

Ich sollte zunächst feststellen, dass ich juristische Ansätze christlicher Sexualethik absichtlich vermeide, da diese unheilbar in einer Sexualfeindschaft verhaftet sind, die ich in queere Beziehungen nicht erneut einschreiben möchte. Stattdessen möchte ich die wenigen klaren Stimmen innerhalb des Christentums ausgraben, die alternative Ideale für sexuelle Beziehungen vorgeschlagen haben und damit wenigstens die Möglichkeit für ethische christliche multiple Beziehungen eröffnen. Es bleibt aber nichtsdestoweniger wahr, dass nur wenige christliche Theologen und Ethiker willens waren, die Monogamie ernsthaft infrage zu stellen. Viele christliche Kirchen und Theologen, selbst wenn sie lesbische, schwule, bisexuelle und transgender Belange unterstützt haben, hielten an der monogamen Paarbeziehung als unhinterfragtem Ideal für schwule und lesbische Beziehungen fest¹⁰ – eine Position, die sexuelle Orientierungen jenseits einer statischen Homo-/Hetero-Unterscheidung ebenso wie Muster multipler Liebesbeziehungen unsichtbar, wenn nicht sogar unverständlich macht. Viele christliche Ethiken argumentieren, dass sexuelle Ausschließlichkeit einer Beziehung eine gewisse Würde und Ernsthaftigkeit verleiht, wodurch Sexualität »mit dir und nur mit dir« der kritische Maßstab für Treue wird. Aber dieser Ansatz kann die Sexualität in genau der Weise überfrachten, die Gayle Rubin kritisiert, da er keinen Raum für freundschaftliche sexuelle Begegnungen lässt, die bereichernd, belebend und erfreulich sind, ohne notwendigerweise ewig oder ausschließlich zu sein.

⁸ Hobgood, 119.

⁹ Rudy, 75.

¹⁰ Williams und Rudy liefern jeweils Zusammenfassungen dieser Positionen.

Was an kleinen Diskussionen über Alternativen zur Monogamie angekommen ist, verwandelte sich schnell in Debatten über »Promiskuität«. Pastor Robert Williams beschreibt die Reaktion von John Spong, Bischof der Episcopal Church, als dieser hörte, dass Williams öffentlich die Meinung vertreten habe, dass die christliche Ehe die Monogamie nicht benötige. Unverzüglich sandte Spong einen Brief an andere Bischöfe seiner Kirche, in dem er »promiskes, räuberisches Sexualverhalten«¹¹ in Verruf bringt – eine sprachliche Handlung, die Rubin's Dominotheorie des sexuellen Risikos bestätigt.

Williams liefert einen direkten Ansatz zur Frage der multiplen Liebesbeziehungen, indem er Treue in anderen Kategorien als sexueller Ausschließlichkeit definiert. Seiner Ansicht nach kann die Ehe als Bund und Verpflichtung sexuelle Ausschließlichkeit beinhalten (oder auch nicht). Die Ethik, um die es dabei geht, hat ihr Zentrum in Liebe, Sorge und dem Teilen des Lebens. Sein Lackmustest für Sex, auf den er schließlich kommt, lautet: »Wenn du nach einer sexuellen Begegnung weggehst (...), verläßt du dann einen Körper, der dir Lust bereitet hat, oder verläßt du einen Menschen, mit dem du Leben geteilt hast?«¹² Vielleicht ist die Unterscheidung zwischen dem Körper und dem menschlichen Selbst zu säuberlich gezogen, aber die Frage bringt entscheidende Aspekte theologischer Ethik ins Spiel. Erstens, die Anerkennung der menschlichen Würde von anderen – egal, ob man ihnen nun kurz oder in einer dauerhaften Beziehung begegnet – ist mit der Notwendigkeit verbunden, ihre Verdinglichung als bloße Werkzeuge der eigenen Lust zu vermeiden. Außerdem impliziert die Frage, dass es nicht darum geht, sexuelle Lust zu rechtfertigen. Bezogen auf multiple Liebesbeziehungen und Monogamie, schließen diese Ideale weder multiple Liebesbeziehungen aus, sofern sich in ihnen Liebe und Sorge zeigen, noch setzen sie von vornherein voraus, dass Liebe und Sorge faktisch in der Monogamie existieren.

Carter Heyward und Christine Gudorf betrachten den ethischen Status der Lust und den traditionellen christlichen Verdacht gegen sie, indem sie sexuelle Lust als ein von Gott gegebenes Geschenk bewerten. Heywards Konzept von Erotik als Macht und als Liebe Gottes erlegt den Beziehungsstilen keine Schranken auf. Sie argumentiert, dass einige wählen mögen, den sexuellen Ausdruck ihrer erotischen Macht auf eine Beziehung mit einem einzigen Partner zu begrenzen, während andere wählen mögen, ihre erotische Macht mit mehreren Freunden zu teilen, wobei beides in die gleiche Rubrik, nämlich die Wertschätzung des Erotischen als Macht, gehört.¹³ Gudorf befürwortet eine Ethik der sexuellen Lust als eines vormoralischen Guts und als einer

¹¹ Williams, 196.

¹² Williams, 197.

¹³ Heyward, 120–121.

Quelle verändernder Gnade.¹⁴ Sie argumentiert, dass das primäre Kriterium für sexuelle Ethik die wechselseitige Lust sein sollte.¹⁵

Einige AutorInnen setzen sich für Freundschaft als Grundlage einer christlichen Sexualethik ein¹⁶, obwohl sie das in einer Weise tun, die die verbreitete »just friends«-Mentalität in der herrschenden Kultur hinter sich lässt. Ich finde Mary Hunts Ausarbeitung von Freundschaft als »wilder Zärtlichkeit« besonders einschlägig, um multiple Liebesbeziehungen zu betrachten. Diese »wilde Zärtlichkeit« feiert die Macht der Freundschaft als einer »gerechten Beziehung«, die Liebe, Macht, Spiritualität und Leiblichkeit¹⁷ in einer Weise umfasst, die für eine Reihe von körperlichen Ausdrucksformen offen ist und deshalb auch multiple freundschaftliche und sexuelle Beziehungen umfassen könnte.

Das Modell der Freundschaft kann ebenfalls dabei hilfreich sein, die Schattenseiten und kritischen Punkte in intimen Beziehungen zu betrachten: die Wirklichkeit, dass solche Beziehungen uns der Verwundbarkeit ausliefern durch Wachstum und Verletzung, durch Eifersucht und Konflikte, durch dauerndes Fragen nach Wechselseitigkeit, durch sich verändernde Bedürfnisse und Erwartungen, die sich mit der Zeit verschieben. Es wäre in naiver Weise utopisch (und wengleich ich dessen beschuldigt wurde, war es nicht meine Absicht), zu verleugnen, dass multiple Beziehungen diese kritischen Punkte ebenso vermehren wie sie potentiell ein größeres soziales Netz zur Verfügung stellen. Es ist ebenso vernünftig zu fragen, ob manche nicht multiple Beziehungen als ein Mittel benutzen, um diese kritischen Punkte und die besorgniserregenden Verletzbarkeiten der Intimität zu vermeiden.

Ein weiteres Ideal für christliche Sexualethik ist die Gastfreundschaft. Nancy Wilson und Elizabeth Stuart schlagen körperliche Gastfreundschaft als das Konzept vor, um das herum eine neue Theologie der Sexualität zu konstruieren sei. Die in dieser Form vorgeschlagene Sexualethik der körperlichen Gastfreundschaft betont den Respekt für sich selbst und andere, der darin liegt, dass man in und nahe beim eigenen Körper-Selbst für andere Raum gibt.¹⁸ Kathy Rudy siedelt dies in einem gemeinschaftlichen Kontext an, wenn sie eine Ethik vertritt, nach der die Gastfreundschaft Gott gefällt. Für sie wird Gastfreundschaft auf diese Weise zu einem gemeinschaftlich vermittelten Kriterium für Sexualität, bei der die Mitgliedschaft im Leib Christi höher steht als individualistische Kriterien sexueller Ethik.¹⁹ Die Konzepte körperlicher und gemeinschaftlicher Gastfreundschaft, von Treue jenseits

¹⁴ Gudorf, 81.

¹⁵ Gudorf, 114.139.

¹⁶ Darunter sind Elizabeth Stuart, Robert Williams und Carter Heyward.

¹⁷ Vgl. Hunt.

¹⁸ Wilson, 249

¹⁹ Rudy, 127f.

sexueller Ausschließlichkeit, von Freundschaft als wilder Zärtlichkeit und sexueller Lust als vormoralischem Gut, das geteilt werden kann, stellen hilfreiche begriffliche Kategorien zur Verfügung, um eine christliche Ethik der multiplen Liebesbeziehungen zu entwickeln.

Theologie und Theo-Praxis

Wenn man sich den Fragen von Theologie und Praxis zuwendet, ist es wichtig, danach zu fragen, was multiple Liebesbeziehungen theologisch bedeuten könnten. Wenn wir zugestehen, was ich tue, dass unsere sexuellen Beziehungen etwas als Symbol, Zeichen und Mittel unserer Beziehung zum Göttlichen anzubieten haben, gibt es hier viel zu schürfen. Bedenkt man Gudorfs Einspruch, dass unser Theologisieren der Sexualität sich in seinem frühesten embryonischen Stadium befindet,²⁰ ist meine Bemühung hier zugegebenerweise vorläufig, ein anfänglicher Versuch sexuelle Theologie dadurch vorwärts zu bringen, dass man danach fragt, was unsere Begriffe des Göttlichen, von Christus und der Inkarnation sowie der christlichen Gemeinschaft für die Theologie und Praxis der multiplen Liebesbeziehung zu bieten haben.

Richard Cleaver beginnt mit einem ziemlich traditionellen christlichen Verständnis des Wesens Gottes und von Gottes Motivation für die Schöpfung. Er beobachtet, dass die Trinitätstheologie die Liebe in Beziehung als konstitutiv für das Wesen Gottes aussagt und dass diese Liebe der Impetus für die Schöpfung ist. »Gott erschafft uns aus einem Bedürfnis nach mehr Liebhabern.«²¹ Ziemlich harmlos soweit – selbst mit einem Gott, der dreifaltig und ganz offensichtlich multipel liebend ist. Aber dann macht Cleaver, ausgehend von dieser liebenden Schöpfungskraft, den nächsten logischen Schritt. Er interpretiert den Auftrag der Genesis, fruchtbar zu sein und sich zu vermehren, als Ausweitung dieser Schöpfungskraft, »ein Weg, um von einer Liebe zu sprechen, die sich immer vermehrt und sich dabei von Paaren zu Gruppen bewegt.«²² Ich sehe hierin zumindest eine theologische Öffnung, vielleicht sogar einen göttlichen Befehl, dass unsere Beziehungen (vielleicht sogar sexuelle Beziehungen) sich über sexuelle Ausschließlichkeit und Zwangsmonogamie hinaus bewegen sollen.

In »Queering Christ« argumentiert Robert Goss, dass Monogamie und Nicht-Monogamie jede für sich Einblicke in das Wesen Gottes und von Gottes Liebe vermitteln können: Monogamie mit sexueller Ausschließlichkeit spiegelt die Tiefe von Gottes Liebe wider, während nicht-monogame Beziehungskonstellationen die Reichweite und Breite von Gottes einschließender

²⁰ Gudorf, 24–25

²¹ Cleaver, 66.

²² Cleaver, 66.

Liebe widerspiegelt.²³ Obwohl ich über die Implikationen fehlender Tiefe bei multiplen Liebesbeziehungen beunruhigt bin, schätze ich nichtsdestoweniger seine Bereitschaft darüber nachzudenken, wie das Wesen des Göttlichen in multiplen Liebesbeziehungen reflektiert sein könnte.

Einige der vielversprechendsten Bestände für sexuelles Theologisieren finde ich in der Christologie – trotz des seit langer Zeit bestehenden und durchgängigen Widerstrebens, die sexuelle Bedeutung der Inkarnation zu betrachten. Dieses Schweigen in der christlichen Tradition reflektiert, dass die Sexualität stetig von der Spiritualität abgetrennt worden ist, und zwar auf Wegen, die die dringend benötigte Erforschung dessen verwerfen, was Wilson »die ›rätselhafte Grenze‹ der Verbindung zwischen Sexualität und Spiritualität in Jesus« genannt hat.²⁴

In der Inkarnation teilt Gott, was es bedeutet menschlich zu sein – zitternd berührbar, endlich und doch mit dem Kosmos verbunden, verletztlich durch Lust und Schmerz. Die Geschichten der Evangelien stellen uns das Beispiel von Jesus dafür zur Verfügung, wie wir unser Körper-Selbst in Beziehungen wertschätzen und erfahren können. Jesus, Gott-unter-uns, wird beschrieben, wie er ein Mahl mit seinem Geliebten, der an seiner Brust liegt, genießt und ebenso die salbende Berührung einer Frau – Bilder, die unser Nachdenken über körperliche Lust als Ort der göttlichen Begegnung ermutigen. Wenn das Physisch-Sein Jesu unwichtig wäre, wäre die Inkarnation lächerlich oder schlimmer (und dies ist der Holzweg, den die christliche Theologie in ihrer Geschichte beschritten hat) ein Ereignis, das allein deshalb notwendig ist, um ein sühnendes Opfer für gott²⁵ zur Verfügung zu stellen. Die Bedeutung des Körpers, um das Göttliche darzulegen, wird auch durch die Heilungen hervorgehoben, in denen sich die verleiblichte Macht Jesu manifestiert. Lisa Isherwood hat auf die Intimität und die physische Dimension der Heilungen Jesu hingewiesen, bei denen er Brot und Körperflüssigkeiten, genauer gesagt: Speichel und Blut, verwendet.²⁶ Sie diskutiert ebenso die sexuelle Dimension der Selbsthingabe Jesu in der Eucharistie, in der er sich selbst physisch, spirituell und emotional hingibt, um von allen, die das Mahl teilen, körperlich in sich hineingenommen zu werden.²⁷

Wie wir in Beziehungen leben kann ein Mittel sein, um in dem foucaultschen Projekt, veränderte Ökonomien der Körper und Lüste zu erschaffen, voran zu kommen.²⁸ Dies gilt ebenso innerhalb der christlichen Kirchen wie

²³ Goss, 71.

²⁴ Wilson, 248.

²⁵ Das kleine »g« ist hier absichtlich gewählt, um das Gottesbild zurückzuweisen, das in diesem Ansatz enthalten ist.

²⁶ Isherwood, 82.

²⁷ Wilson, 248.

²⁸ Foucault, 159.

in der breiteren Gesellschaft. Eines meiner Hauptanliegen in dieser Untersuchung war es, die Kritik der Monogamie und ihre mitkonstituierende Verbindung zur Zwangsheterosexualität und zum Konsumkapitalismus ernst zu nehmen, ohne so weit zu gehen, multiple Liebe als das »neue, bessere und einzige« Ideal für sexuelle Beziehungen zu befürworten. Selbstverständlich brauchen wir nicht noch eine weitere sexuelle Normativität.

Da die Sprache eine konstitutive Funktion besitzt, möchte ich eine rhetorische Verschiebung vom Gebrauch des Begriffs »polyamory«, das wörtlich »viele Lieben« bedeutet, zum Begriff »polyfidelity« (Mehrfach-Treue, M. B.) vorschlagen. Ich möchte Ihnen versichern, dass ich damit nicht beabsichtige, nur geschlossene Beziehungsmuster, wie etwa sexuell ausschließliche Gruppenehen, zu bezeichnen. Vielmehr soll Treue zweckvollerweise die dauerhafte Bindung anzeigen, die eine tiefe Freundschaft und Intimität benötigen. Als »die Treue [faithfulness, M. B.] zu vielen«, situiert »polyfidelity« unsere intimen Beziehungen innerhalb der Glaubensgemeinschaft – unsere Anstrengungen, als Freunde und Mitglieder im Leib Christi körperliche Gastfreundschaft zu zeigen und Sorge füreinander zu tragen. Mein im Entstehen begriffener Vorschlag ist, dass mehrfache Treue einen möglichen Weg zu »queer Ehen« darstellt und sich dabei auf mehrere Ziele zubewegt: die Verschiedenheit der menschlichen Sexualitäten und Beziehungsmuster zu umfassen, hegemonialen Heterosexismus und Monogamie zu destabilisieren und ein Modell für gastfreundliche und liebende sexuelle Beziehungen innerhalb der Glaubensgemeinschaft bereitzustellen. Diese Treue hängt nicht vom Ausschluss anderer ab, sondern von der Treue zu Beziehungen, die die Ausweitung der physischen und emotionalen Liebe erlauben und befördern.

Theologisch muss eine solche Theo-Praxis tiefgehend inkarniert sein, indem sie die göttliche Liebe verkörpert und (hoffentlich) deren transformierende Macht in menschlichen Beziehungen hervorbringt. Eine derartige Konstruktion könnte ein Modell bereitstellen, durch das man den Leib Christi als geliebte Gemeinschaft vollauf bejahen und Beziehungsstrukturen schaffen kann, die die isolierte Entfremdung durch die patriarchale Kernfamilie verringern. Multiple Treue könnte für manche von uns ein Mittel sein, um unsere gemeinschaftliche Fähigkeit aus den Idealen der Gastfreundschaft, Freundschaft und der vormoralischen Güte wechselseitiger sexueller Lust heraus und in sie hinein zu leben und sie durch Gnade zu entwickeln – eine Theo-Praxis des »wilden freundlichen Fickens«. Wenn die Ehe auf diese Weise queer wird, streiten und kämpfen wir für die Schaffung der geliebten Gemeinschaft, die nicht von leiblicher, mutiger und lustsuchender Sexualität abgespalten ist und die Möglichkeit anerkennt, dass gnadenhafte Treue und das Teilen der Sexualität nicht von sexueller Ausschließlichkeit abhängen.

Literatur

Cleaver, Richard: *Know My Name. A Gay Liberation Theology*, Louisville: John Knox Westminster Press 1995.

Foucault, Michel: *The History of Sexuality*, Bd. 1: *An Introduction*, New York: Vintage Press 1978.

Goss, Robert E.: *Queering Christ. Beyond Jesus Acted Up*, Cleveland: The Pilgrim Press 2002.

Gudorf, Christine E.: *Body, Sex, and Pleasure. Reconstructing Christian Sexual Ethics*, Cleveland: The Pilgrim Press 1994.

Heyward, Carter: *Touching Our Strength. The Erotic as Power and the Love of God*, San Francisco: Harper San Francisco 1989.

Hobgood, Mary E.: »Marriage, Market Values and Social Justice. Toward an examination of compulsory monogamy.« In: *Redefining Sexual Ethics. A Sourcebook of Essays, Stories, and Poems*, hg. von Susan E. Davies and Eleanor H. Haney, Cleveland: The Pilgrim Press. 1991, 115–126.

Hunt, Mary E.: *Fierce Tenderness. A Feminist Theology of Friendship*, New York: Crossroad 1991.

Isherwood, Lisa: *Liberating Christ. Exploring the Christologies of Contemporary Liberation Movements*, Cleveland: The Pilgrim Press 1999.

Rich, Adrienne: »Compulsory Heterosexuality and Lesbian Existence«, in: *The Lesbian and Gay Studies Reader*, hg. von Henry Abelove, Michèle Aina Barale and David M. Halperin, New York: Routledge 1993, 227–254.

Rubin Gayle S.: *Sex denken. Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik*, in: Andreas Kraß (Hg.): *Queer Denken. Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003, 31–79.

Rudy, Kathy: *Sex and the Church. Gender, Homosexuality and the Transformation of Christian Ethics*, Boston: Beacon Press 1997.

Stelboun, Judith P.: »Patriarchal Monogamy«, in: *The Lesbian Polyamory Reader. Open Relationships, Non-Monogamy, and Casual Sex*, hg. von Marcia Munson and Judith P. Stelboun, Binghamton: The Haworth Press 1999, 39–46.

Stuart, Elizabeth: *Just Good Friends. Towards a Lesbian and Gay Theology of Relationships*, New York: Mowbray 1995.

Williams, Robert: *Just As I Am. A Practical Guide to Being Out, Proud and Christian*, New York: Harper Perennial 1992.

Wilson, Nancy: *Our Tribe. Queer Folks, God, Jesus, and the Bible*, San Francisco: Harper San Francisco 1995.